

Ute Guzzoni

Von »Fall« zu »Fall«

Unterwegs in einer
Sprachfamilie

Verlag Karl Alber Freiburg / München

Ute Guzzoni

Falling under »falling«

Getting acquainted with a language family

Letting oneself in for the things of our world goes together with letting oneself in for the words with which those things address us. In the following I will try to provide a way to practice such a letting-onself-for by consulting a word family and by listening to how we sound when we say certain words of that family, words that particularly attract me.

At a first glance the things that we refer to with the words »coincidence« (*Zufall*, i. e. that which falls to us), »waste« (*Abfall*, i. e. that which falls away), »idea« (*Einfall* that which falls into someone's mind) do not seem to have anything to do with what the German words »Geschick« (fate), »Müll« (litter) and »Idee« – still, these can be considered synonyms of the first. But this is not just a mere contingent peculiarity of the German language. The fact is that all these words are variations of falling. This is not just a mere consonance. I have negated this »mere« several times to indicate very clearly that there is something else at stake here, that there can be (and must be) a certain foundational relationship, familiarity between these words.

The Author:

Ute Guzzoni, born 1934, taught at Freiburg University as Professor of Philosophy. Numerous publications at Alber, the latest: *Der andere Heidegger* (2009) (English: *The other Heidegger*), *erstaunlich und fremd* (2012) (English: *amazing and foreign*), *Nichts* (2014) (English: *Nothing*), *Im Raum der Gelassenheit: die Innigkeit der Gegensätze* (2014) (English: *In the space of calmness: the intimacy of opposites*), *Wasser* (2015) (English: *Water*), *Weile und Weite* (2017) (English: *open space and time*) and *Wohnen und Wandern* (2017) (English: *Dwelling and Wandering*).

Ute Guzzoni

Von »Fall« zu »Fall«

Unterwegs in einer Sprachfamilie

Ein besonderes Beispiel unserer Weltzugehörigkeit ist unser Hineingehören in unsere Sprache. Wir entsprechen ihm durch ein Hören auf ihre Worte und deren Bezüge. Einzelne Wortzusammensetzungen (Sätze, Wendungen, Formulierungen) können wie ein Raum sein, in den wir eintreten, der uns umfängt, in dem wir uns zuhause und aufgehoben – oder je nachdem auch fremd – fühlen. Schon einzelne Worte können uns als mehr oder weniger heimisch erscheinen, indem sie nicht nur ein formales Zeichen für das von ihnen Bedeutete sind, sondern uns z. B. einen Wink geben in einen spezifischen Bedeutungs-, Wahrnehmungs- und Gefühlszusammenhang.

Dieses Buch versucht eine Einübung in ein solches Sich-einlassen, indem es eine bestimmte Wortfamilie aufsucht und auf das Sprechen einer Reihe besonders »auffälliger« Familienmitglieder hört: die Wortfamilie um die Worte Fall und fallen. Einfall, Abfall, Zwischenfall, Zufall, Verfall, Vorfall – um nur einige zu nennen: Was heißt da eigentlich »fallen«? Und inwieweit entwickeln die Bestandteile eines zusammengesetzten Wortes eine eigene Bedeutung und verlieren dabei sozusagen ihren »Eigenwert«?

Die Autorin

Ute Guzzoni, geb. 1934, lehrte als Professorin für Philosophie an der Universität Freiburg i.Br. Zahlreiche Veröffentlichungen bei Alber, zuletzt: *Über Natur* (1995), *Sieben Stücke zu Adorno* (2003), *Hegels Denken als Vollendung der Metaphysik* (2005), *Unter anderem: die Dinge* (2008), *Gegensätze, Gegenspiele* (2009), *Der andere Heidegger* (2009), *erstaunlich und fremd* (2012), *Nichts* (2014), *Im Raum der Gelassenheit: die Innigkeit der Gegensätze* (2014), *Wasser* (2015), *Zwischen zwei Wellen. 300 Haiku zu Flüssen und Nebel und Meer* (Hg., 2015), *Wohnen und Wandern* (2017) und *Weile und Weite* (2017).

Fotos von Ute Guzzoni



Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2019
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Covergraphik: Ute Guzzoni unter Verwendung von
www.wortwolken.com
Satz: SatzWeise, Bad Wünnenberg
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-495-49046-4

Inhalt

Einleitung _____	9
fallen _____	15
Vorfall _____	35
fällig _____	43
Einfall, einfallen _____	47
verfallen (jemandem) _____	59
Beifall _____	65
Wasserfall _____	69
Zufall _____	77
gefallen (Partizip) _____	89
fallen lassen _____	93
Abfall _____	95
zerfallen _____	111
Kunst und Zufall _____	115
Verfall _____	123
gefallen (Verb) _____	133
Abfall in der Kunst _____	141
Zwischenfall _____	151

Inhalt

Zufall – Koinzidenz und Schicksal ____	155
auffallen, auffällig _____	169
Unfall _____	179
hinfällig _____	185
Fall _____	189
fallen und seine Familienmitglieder ____	197
 Literatur _____	 203

Einleitung

Zur abendländischen *Philosophie* gehört seit ihren Anfängen eine mehr oder weniger ausdrückliche Besinnung darauf, was sie selbst ist, welchen Fragen sie nachgeht, wie sie ihre Sache in den Blick zu fassen sucht. Was es also heißt zu philosophieren. Die Antworten waren vielfältig, bauten teilweise in geschichtlicher Folge aufeinander auf, standen aber teilweise auch unverbunden und zuweilen einander kontrastierend nebeneinander. Über eine sehr lange Zeit bestand trotz dieser Vielfalt Einigkeit darüber, daß es in der Philosophie – in welcher unterschiedlicher Weise auch immer – um *die Wahrheit* geht, damit zugleich um *das Eine*, um *die Gründe* und Prinzipien, um *das Allgemeine* und das unveränderliche Wesen. Erst in den letzten anderthalb Jahrhunderten ist dieser Grundansatz fragwürdig geworden. Damit ist die relative Einheitlichkeit¹ des philosophischen Selbstverständnisses zerbrochen. In den verschiedensten Richtungen fragt das philosophische Denken nicht mehr nach dem Allgemeinen und Wesenhaften. Mit Adorno gesagt, geht es vielmehr um

¹ Diese Einheitlichkeit war einerseits in der Tat nur eine relative. Insbesondere Heideggers kritische Auseinandersetzung mit dem, was er die »Metaphysik« nennt, täuscht eine Gemeinsamkeit vor, die so wohl kaum bestand. Andererseits ist aber auch heute noch ein gewisses unhinterfragtes Festhalten an »metaphysischen« Voraussetzungen – z.B. der Trennung von Sinnlichem und Unsinnlichem, von Wahrheit und Unwahrheit, vom Vorrang des Bleibenden und Wesenhaften vor dem Vergänglichen und Zufälligen – ein weitgehend gemeinsames Kennzeichen philosophischer Selbstverständnisse.

das »Nichtbegriffliche« (*Negative Dialektik*, 21), das »Offene und Ungedeckte« (29).

Was ist Zeit? Was ist Freiheit? Was ist Gerechtigkeit? Was sind die Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis? Auf solche Fragen eine sinnvolle und insofern befriedigende Antwort zu geben, ist nur so lange möglich, als man davon ausgeht, daß es überhaupt verbindliche Antworten, allgemeiner gesagt, daß es überhaupt Wahrheit *gibt*.² Ist diese Überzeugung einmal brüchig geworden, dann sind generelle Theorien über Sinn und Wesen, die als solche Theorien einen Anspruch auf Allgemeinverbindlichkeit und Wahrheit erheben, sinnlos geworden, weil ihr Anspruch grundsätzlich uneinlösbar ist.

Ein Zweites kommt hinzu. Zumindest seit dem Beginn der Neuzeit hat sich der Mensch als beherrschendes und begreifendes Subjekt einer ihm gegenübergestellten und gegenüberstehenden Objektwelt gesehen. Auch dieser durch Wissenschaft und Technik realisierte Anspruch ist, vor allem durch die Erfahrung seiner globalen Auswirkungen, in seinem Grunde fragwürdig geworden, – obgleich sich diese Einsicht noch erst in Ansätzen durchzusetzen beginnt. Wir sind nicht Beherrscher, sondern Mitspieler unserer Welt. Wir gehören in sie hinein, wir hören auf sie und gehen mit ihr mit.

Stehen wir mit diesen Diagnosen am Ende der Philosophie? Wenn wir die Was-ist-Frage und die Frage nach den allgemeinsten Gründen und nach der Wahrheit nicht mehr vernünftig stellen können, wenn wir die Welt nicht mehr als

² Vor ca. 60 Jahren hörte ich in einer Vorlesung (über Marx' Frühschriften) von Eugen Fink die eher beiläufig vorgebrachte Bemerkung, daß die traditionelle Überzeugung von einer bleibenden Unveränderlichkeit des *Wesens* heute fragwürdig geworden sei. Damals ist mir plötzlich deutlich geworden, daß wir in der Tat in einer Welt des stets Anderen, des zufällig und erstaunlich So-seienden leben.

ein erkennbares Objekt vor uns liegen haben, – hat das Philosophieren dann prinzipiell abgedankt?

Ich denke, daß es ein dem Menschsein innewohnendes Bedürfnis ist, sich über sein In-der-Welt-sein zu verständigen, in Mythen und Geschichten, in Theorien, in Kunstwerken, in religiösen Entwürfen. *Eine* mögliche Form solcher Selbstverständigung scheint mir die Philosophie im Sinne einer gelassenen Schilderung des »wie es ist« zu sein. Dementsprechend wäre es zumindest *eine* Aufgabe der Philosophie heute, Aspekte unserer Zugehörigkeit zur Welt sichtbar und evident zu machen, um jene Weise des In-der-Welt-seins neu fühlbar und wahrnehmbar werden zu lassen.

In meinen Büchern über *Nichts* und über das *Erstaunliche*, über die *Gegensätze* und über *Weile und Weite* habe ich jeweils unterschiedliche Momente eines nicht durch die Subjekt-Objekt-Beziehung bestimmten Sich-beziehens auf die Welt als einen Zusammenhang von Zufälligem, von je Anderem zu verdeutlichen gesucht. In dem vorliegenden Buch will ich mich nun auf ein besonderes Beispiel unserer Weltzugehörigkeit einlassen, nämlich auf unser *Hineingehören in unsere Sprache*. Sich als der Welt und ihren Dingen zugehörig zu wissen, eingelassen in das Spiel ihrer unendlichen Möglichkeiten und Wirklichkeiten, das bedeutet auch, sich ihrem Sprechen anzuvertrauen. Wir »haben« die Dinge und Begebenheiten in ihren Worten und Wortkonstellationen, in die wir mit unserem In-der-Welt-sein hineingewachsen, d. h. in die wir einsozialisiert sind.

Dem Hineingehören in die Sprache entsprechen wir durch ein Hören auf ihre Worte und deren Bezüge. Die Sprache ist vielleicht nicht das »Haus des Seins«,³ aber sie ist gleichwohl so etwas wie ein Haus, das »Haus der Welt«, das wir in unserem In-der-Welt-sein zu bewohnen vermögen.

³ Heidegger, *Brief über den Humanismus*.

Einzelne Wortzusammensetzungen (Sätze, Wendungen, Formulierungen) können wie ein Raum sein, in den wir eintreten, der uns umfängt, in dem wir uns zuhause und aufgehoben – oder je nachdem auch fremd – fühlen. Schon einzelne Worte können uns als mehr oder weniger heimisch erscheinen, indem sie nicht nur ein formales Zeichen für das von ihnen Bedeutete sind, sondern uns z. B. einen Wink geben in einen spezifischen Bedeutungs-, Wahrnehmungs- und Gefühlszusammenhang.⁴

Das Sich-einlassen auf die Dinge unserer Welt geht einher mit einem Sich-einlassen auf die Worte, in denen sie sich uns zusprechen. Im Folgenden versuche ich eine Einübung in ein solches Sich-einlassen, indem ich eine bestimmte *Wortfamilie* aufsuche und auf das Sprechen einer Reihe ihrer mich besonders ansprechenden *Familienmitglieder* höre. Weit entfernt von jeder Theorie *über* die Sprache oder das Sprechen, handelt es sich eher um eine Art Fingerübungen im Umgang mit der Sprache.

Die Wortfamilie um die Worte *Fall* und *fallen* ist eine unter Tausenden innerhalb der deutschen an solchen Familien so reichen Sprache. Ich habe sie von dem Wort *Zufall* her gewählt – bzw. genauer, sie ist mir von diesem Wort her *aufgefallen* und *eingefallen* und wurde damit zum Ausgangspunkt dieser Betrachtungen. Es erschien mir merkwürdig, daß der Zufall etwas nennt, was einerseits einfach geschieht, ohne Begründung und Motivation, daß er andererseits vom

⁴ Es gibt Worte, die, gleichgültig in welchem Zusammenhang sie uns jeweils begegnen, eine merkwürdige Potentialität zu Nähe und vielleicht sogar zu Betroffenheit in sich tragen. Sie erscheinen nicht als bloße Bezeichnungen, die einen bestimmten realen Sinngehalt übermitteln sollen, sondern sie rühren uns an, sie haben, möglicherweise individuell verschieden, einen verborgenen Gefühlswert. Meist sind dies »Bildworte«, mit denen wir keine exakten Begriffe, vielmehr Stimmungen und Sichten, Erinnerungen, Träume und Imaginationen verbinden.

Wörtlichen her zu-fällt, *auf uns* zu fällt. Was heißt da eigentlich »fallen«? Inwieweit entwickelt die Zusammensetzung aus den »Fall«-Bestandteilen, etwa in Abfall oder hinfällig, eine eigene Bedeutung und verlieren diese dabei oftmals ihren »Eigenwert«? So kam ich dazu, diese umfangreiche Wortfamilie zu besuchen und mit einigen ihrer Familienmitglieder näher ins Gespräch zu kommen.

Da es keine wie auch immer geartete systematische inhaltliche Ordnung unter den zu betrachtenden »Individuen« gibt, fallen die Stücke sehr unterschiedlich aus. Manchmal handelt es sich um ausführlichere Reflexionen, manchmal um bloße Aperçus. Zuweilen deute ich nur an, zuweilen lasse ich mich auf Umwege und Abstecher ein. Nirgendwo ist Vollständigkeit beabsichtigt. Meist gehe ich von Beispielen aus, häufig davon, wie die Worte in der dichterischen Sprache begegnen. Immer wird dieses Familientreffen einen Charakter des Spielerischen behalten.

fallen

Die Blätter fallen, fallen wie von weit,
als welkten in den Himmeln ferne Gärten;
sie fallen mit verneinender Gebärde.

Und in den Nächten fällt die schwere Erde
aus allen Sternen in die Einsamkeit.

Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an: es ist in allen.

Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält.

(Rainer Maria Rilke, *Herbst*)

Bei »fallen« denken wir zumeist an ein »Hinunterfallen«, ein Absinken oder sogar Stürzen. In seinem unmittelbaren Bedeutungsgehalt meint »fallen« die durch die Schwerkraft bewirkte Bewegung von oben nach unten. Für uns Erdenwesen ist das eine elementare Bewegung, die Schwerkraft ist eine bestimmende Kraft für alles, was auf der Erde lebt bzw. überhaupt ist. Paul Klee spricht vom »statischen Imperativ in unserem irdischen Dasein«: »Denn wir wissen, daß eigentlich alles nach dem Erdzentrum hin müßte. ... Uns zwingt das Lot als ein Gebot« (*Das bildnerische Denken*, 5).

Zum Fallen gehört komplementär die gegensätzliche Bewegung des Steigens und Sich-aufrichtens. Der aufrechte Gang des Menschen ist eine Bewegung gegen die Schwerkraft, die phylogenetisch einerseits – insofern sie explizit

durchgeführt werden muß – keine ihm »natürliche« ist, andererseits aber seine Entwicklung vom Tier zum Menschen markiert hat. Und ontogenetisch lernt das Kleinkind mit unermüdlichen Versuchen auf seinen wackligen Beinchen zu stehen und immer seltener dabei hinzufallen. Im hohen Alter, wenn das Gleichgewichtsgefühl nachläßt, wird das Fallen wieder eine naheliegende und gefürchtete Gefahr – das Rätsel des Ödipus setzt mit Selbstverständlichkeit voraus, daß sich der Greis zum Gehen und Stehen auf seinen Stock stützt.

Menschliche Bewegung vollzieht sich jeweils in unterschiedlichen, oftmals gegensätzlichen Richtungen, etwa als hin und her streifen, sich vor und zurück wenden, sich aufrichten und beugen, nach oben steigen und nach unten fallen. Von diesen Bewegungen ist keine so sehr wie das Fallen von außen (durch die Gravitation, mittelbar etwa auch durch fehlendes Gleichgewicht) bewirkt, wenn wir einmal von einem seltenen Uns-fallen-lassen absehen.¹ Werden wir nicht durch organische oder technische Mittel in unserer jeweiligen Stellung gehalten, so fallen wir.²

»Wir alle fallen.« Es gehört zu unserer Grundsituation, daß wir fallen, wenn wir nicht gehalten werden oder uns aus uns selbst dagegen auflehnen, uns aufrichten bzw. aufrecht halten.³ Und nicht nur wir fallen. Alles fällt.⁴ Wenn etwas *der Fall* ist,⁵ *fällt* es dann auch? Woher und wohin würde es

¹ Gleichwohl spielt auch bei den anderen Bewegungen, besonders beim Steigen, die Gravitation eine Rolle.

² Vgl. v. Verf., Wer auf dem Kopf geht, in: *Nichts*, 67.

³ Dieses Aufrechtsein ist uns allerdings so sehr eingewöhnt, daß wir es nicht mehr als Anstrengung oder auch nur als eigenes Zutun empfinden.

⁴ In der Atomphysik werden Experimente mit »fallenden Atomen« angestellt.

⁵ »Die Welt ist alles, was der Fall ist«, sagt Wittgenstein. Vgl. hierzu unten S. 192 f.

fallen? Aus der Welt vielleicht, »aus allen Sternen«? »Und in den Nächten fällt die schwere Erde aus allen Sternen in die Einsamkeit.« (Rilke) Was aus den Sternen fällt, fällt nicht irgendwo anders hin; was aus dem Weltraum fällt, fällt nicht aus ihm heraus, sondern fällt innerhalb seiner und auf sich selbst zurück. So kann es der Fall sein.

Fallen –. Es ist merkwürdig, wie viel – zuweilen wehmütig erfahrene – Bedeutung in diesem Wort liegen kann. Auch die Tränen fallen, zuweilen verstohlen und mühsam unterdrückt, manchmal unaufhaltsam. Sie sind körperliche Zeichen für tiefen Schmerz, Trauer, mitfühlende Wehmut oder manchmal auch große Freude und Rührung. Die Regentropfen fallen langsam, auseinanderstrebend und sich wieder zusammenfindend an der Fensterscheibe entlang; auf der ruhigen Oberfläche des Sees schaffen sie fallend winzige Springbrunnen; sie fallen einzeln und wie zögernd oder in einem Wolkenbruch laut rauschend aus dem grauen Himmel.

Auch Schatten fallen. Der Schatten, dieses merkwürdige, nichtige Etwas, verdankt sich nicht der Schwerkraft, sondern er fällt in der Richtung des auf den Gegenstand fallenden *Lichts* und ist so dessen Gegenspieler. Etwas wirft einen Schatten, so daß er auf eine dahinter liegende Fläche fällt, eine Wand, den Boden, ein Gesicht. Wolkenschatten über dem weiten Meer, Häuserschatten auf stillen Straßen. Licht und Dunkelheit gehen im Schatten, der von Dinglichem geworfen wird und auf den Unter- oder Hintergrund fällt, eine eigentümliche, undingliche Verbindung ein,⁶ die gleichwohl härter oder dunkler, weicher oder härter, sogar

⁶ Tanizaki Jun'ichir beschäftigt sich in seinem Buch *Lob des Schattens. Entwurf einer japanischen Ästhetik* mit der »Magie des Schattens« im Zusammenspiel von Licht und Dunkelheit, wie sie sich in den verschiedensten Lebensbereichen in Japan aufweisen läßt.

fallen





verschieden gefärbt sein kann. Am Schatten zeigt sich eine Eigenart des Fallens, auf die wir bei den Betrachtungen dieses Buches verschiedentlich gestoßen werden, daß nämlich das Fallen jenseits der Unterscheidung von Aktivem und Passivem zu liegen scheint. Der Schatten der Blume fällt auf den Fels – sie »tut« das nicht, aber es wird ihr auch nicht »angetan«.

Fallende Tränen, fallende Regentropfen, fallende Schatten, fallende Blätter. Die Blätter tanzen im Fallen durch den Tag, bei einer Bö stürzen sie wirbelnd zu Boden, manchmal löst sich auch nur ein einzelnes Blatt und schwebt ganz sacht durch die Luft. Unzählige Herbstgedichte verdichten ihre Stimmung im Bild der fallenden Blätter, des fallenden Laubs, zuweilen der fallenden Früchte. »Der Nebel steigt, es fällt das Laub« (Storm). Wie die Krähenschwärme, die auf den schwarzen Bäumen einfallen, so sind die letzten gelbbraunen Blätter am kahlen Ast, die der Wind dann eins nach dem anderen herabfallen läßt, Bilder der als sterbend empfundenen Natur.

Die unbestimmte Traurigkeit und Schwermut, die so oft mit der Wahrnehmung der fallenden Blätter zusammengeht, kommt mit daher, daß die Blätter mit diesem Fallen ihre gewohnte Bestimmung, Blätter am Baum zu sein, verlieren und sterben.⁷ Sie fallen »aus den erkalteten Ästen, die einst die

⁷ Für Barthold Hinrich Brockes gewinnen sie dadurch, spielerisch, die neue Bestimmung, die Erde zu bedecken:

»Hiedurch ward ihre leichte Last, im weiten Luft-Kreis überall,
In kleinen Zirkelchen bewegt, in sanften Wirbeln umgeführt,
Bevor ein jedes seinen Zweck, und seiner Mutter Schooß,
berührt;
Um sie, bevor sie aufgelöst, und sich dem Sichtlichen entrücken,
Mit Decken, die weit schöner noch, als persianische, zu
schmücken.«

(*Gedanken bey dem Fall der Blätter im Herbst*).

Sonne umarmt« (Bachmann). Ihre Zeit ist vorbei, sie sind müde:

Die Vögel zogen nach dem Süden,
 Aus dem Verfall des Laubes tauchen
 Die Nester, die nicht Schutz mehr brauchen,
 Die Blätter fallen stets, die müden.

(Nikolaus Lenau, *Herbst*)

*

Die Blätter fallen »mit verneinender Gebärde«.⁸ Die verneinende Gebärde weist nach unten, zur Erde, zum Sterben.⁹ Gottfried Benn kennt diese verneinende Gebärde gut, sie ist bei ihm häufig mit dem Vergehen und mit Abschied – Abschied des Tages, Abschied des Sommers, Abschied des Lebens – verbunden. Wie die Rosenblätter fallen, »fallen die Tränen auch« (*Rosen*); die Träume fallen¹⁰ und die Fluten¹¹ fallen; »so fallen die Tage, bis der Ast am Himmel steht, auf

⁸ In diesem Verneinen spielt vermutlich nicht nur das Vergehen mit, für das der Blätterfall des Herbstes steht, sondern auch die uralte Negativkonnotation des *Unten* gegenüber dem *Oben*, des Niederen, Dunklen gegenüber dem Hellen, Höheren.

⁹ »Wie glücklich, dacht' ich, sind die Menschen, die den freywilligen Blättern gleichen,
 Und, wenn sie ihres Lebens Ziel, in sanfter Ruh' und Fried',
 erreichen;
 Der Ordnung der Natur zufolge, gelassen scheiden, und
 erleichen!« (Brockes, a. a. O.)

¹⁰ »du blühst wie Rosen schwer in Gärten allen,
 du Einsamkeit aus Alter und Verlust,
 du Überleben, wenn die Träume fallen,
 zuviel gelitten und zuviel gewußt.« (*Abschied*, aus der 1. Strophe).

¹¹ »Die trunkenen Fluten fallen – / die Stunde des sterbenden Blau« (*Epilog* 1949).

dem die Vögel einruhn nach langem Flug.« (*Ach, das ferne Land*); »Die Festen sinken und die Arten fallen« (*Die Züge deiner ...*).

Sehr viel ist geschrieben worden über Benns letztes Schreiben an den vertrauten Freund Oelze, in dem er über seinen hoffnungslosen Gesundheitszustand berichtet und in dem es heißt: »Jene Stunde wird keine Schrecken haben, seien Sie beruhigt, wir werden nicht fallen, wir werden steigen« (1956). Der elende Tod, der Tod unter unerträglichen Schmerzen, wäre ein Fallen, das schmerzfreie, angenommene Sterben wird dagegen ein Steigen sein. Diese Beschreibung eines »gelingenden« Todes mag zunächst verwundern. Die meisten Umschreibungen des Sterbens im Deutschen haben die horizontale Richtung eines Weg- und Hinübergehens. Und im Sinne der fallenden Rosenblätter und fallenden Arten würde man jedenfalls eher ein Fallen als ein Steigen assoziieren.

Ich denke, es ist die für Benn sehr präsenste Zweiheit von Sinnlichem, Fleisch, »Weingeruch«, »Rausch der Dinge« einerseits und »Gegen-Glück« des Geistes andererseits,¹² die die fragliche Kennzeichnung verständlich macht.¹³ Einige Zeilen aus zwei der *Epilog*-Gedichte von 1949 lassen sich wie Erläuterungen zu einem Sterben, das kein Fallen, sondern ein Steigen ist, lesen:

Die vielen Dinge, die du tief versiegelt
durch deine Tage trägst in dir allein,
...

¹² Einsamer nie –.

¹³ Im Gegensatz zu der Wendung »den Geist aufgeben« wird der Tod als Einkehr in den Bereich des Geistes durch Loslösung vom Leiblichen verstanden.